

Bleistiftnotizen – Überlegungen zu einem künftigen Kulturfossil

Jürgen Richter

Ihre Liebe gilt dem Bleistift. Vielleicht haben wir nie darüber gesprochen ...

Ulla hatte immer eine besondere Beziehung zu Schreibgeräten, insbesondere zu Bleistiften, die sie stets mit Sorgfalt behandelte: sie ging pfleglich mit ihren Bleistiften um. Merkwürdigerweise beschränkte sich diese Beziehung nicht nur auf die Praxis des Schreibens! Das Schicksal hat Ulla auch zur Archäologie des Schreibens geführt, und das hat mit ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung mit prähistorischen Holzfunden zu tun. Darüber aber später mehr, denn der Erzählfaden soll im Jahr 1989 beginnen, dem Jahr der deutschen Wiedervereinigung.

Während die friedliche Revolution im Osten Deutschlands im Gange war, arbeiteten wir beide gemeinsam an der Redaktion eines Buches über die Felsbilder Südafrikas (Fock/Fock 1989), und seitdem hat Ulla die meisten unserer Institutspublikationen redaktionell betreut. Bei den Redaktionsarbeiten gingen Papierstapel zwischen Redakteurin und Autoren hin und her: Alle waren bald mit den winzigen und nur zart auf das Papier gehauchten Randbemerkungen von Ulla vertraut. Der Ton der Randbemerkungen war vornehm. Nie enthielten sie Vorwürfe oder Befehle, aber häufig waren sie in Frageform gekleidet, wie „Läßt sich diese Seite evtl. etwas kürzen?“ – „Vielleicht eine Überleitung zwischen diesen beiden Absätzen ergänzen?“ etc.

Ihre Handschrift war dabei immer gut lesbar, der Strich immer präzise, man merkte, dass ihr Bleistift stets gut gespitzt war. Das häufige Anspitzen führte natürlich zu einem relativ zügigen Verbrauch der Stifte, denn sie wurden schnell kürzer. Wer die Redakteurin bei der Arbeit gesehen hatte, wusste aber, dass sie Abhilfe schaffte, indem sie eine Bleistiftverlängerung aus Metall zum Einsatz brachte, wenn der Stift unbequem kurz geworden war.

Autor Günter Garbrecht¹ stellt dazu fest: „In den Krisen der Nachkriegszeiten wurden Bleistifte bis auf den aller letzten Rest verwendet. Dazu steckte man die Stummel in Verlängerungen aus Holz oder Metall und fixierte sie mit einem Ring. Die Spitze

konnte durch eine Kappe geschützt werden.“ Inzwischen bietet der amerikanische Unternehmer und Bestsellerautor David Rees das sogenannte Anspitzen (eigentlich ist es ein Drechseln) als Service an: Man sendet seinen Bleistift ein und bekommt ihn gegen Gebühr angespitzt zurück (REES 2013). Das ist kaum eine besonders sparsame Möglichkeit, einen Bleistift wieder verwendbar zu machen und zeigt, dass krisenhafte Materialknappheit, wie G. Garbrecht sie ins Spiel bringt, nur einer von mehreren Gründen sein kann, einen Bleistift anzuspitzen.

Für die Kunden von D. Rees steht offenbar etwas Anderes im Vordergrund: Die Wertschätzung des analogen Schreibens mit dem Bleistift, der dabei die Rolle eines *curated tool* spielt. Mit der bewusst in Kauf genommenen Umständlichkeit leisten sich Rees' Kunden, und überhaupt alle Selbstnutzer/innen von Bleistiftspitzern und Bleistiftverlängerungen, einen besonderen Luxus, der wiederum ein besonderes Verständnis voraussetzt für die Bedeutung eines Bleistiftes jenseits seines geringen materiellen Wertes. Solcherlei Inwertsetzung ist also in Wahrheit ein *Connoisseur*-Motiv, dem Rees mit seinem eigens dazu verfassten Ratgeberbuch „Die Kunst einen Bleistift zu spitzen“ die methodischen Grundlagen für die *Connoisseurs* und *Curators* gleich mitlieferte.

Der Bleistiftverbrauch in unserer Redaktionsstube hielt sich trotz allem in Grenzen, denn: schon vor drei Jahrzehnten geschah die Textverarbeitung überwiegend digital, und nur in bestimmten Arbeitsphasen wurden Papierausdrucke gebraucht, auf denen Ullas filigrane Bleistiftnotizen wirkten wie Schneeflocken, die in wenigen Sekunden dahinschmelzen und verdunsten würden. Darauf hoffte der Empfänger der Korrekturfahnen natürlich vergebens, und tagelange Überarbeitungen waren nötig, um die eingeforderten Verbesserungen zu bewirken, und um damit die gestrenge Redaktion zufriedenzustellen.

Als Redakteurin war und blieb Ulla dabei immer auf dem neuesten Stand, was die im Laufe der Jahre mehrfach wechselnden Textverarbeitungssysteme anbetraf. Bisher hat sie der Blei-



Abb. 1 Bleistiftdarstellung als Teil eines Emojis von 2018 zum Thema Schreiben.

stift alle überlebt, angefangen mit „WordStar“, das wir 1989 benutzten und das unter CP/M lief, dem damaligen Betriebssystem. Wenn wir zügig arbeiten wollten, mussten wir alle Befehle des CP/M (und später DOS) auswendig können, damit sie in die „Kommandozeile“ eingetragen werden konnten. Auch im Textverarbeitungsprogramm selbst brauchte man einen umfangreichen Wortschatz von Kurzbefehlen, denn alle Funktionen wurden über Tastenkombinationen in Gang gesetzt.

Den Begriff „Kommandozeile“, der inzwischen zum informationalen Fossil geworden ist, kennt heute niemand mehr. Seit der Einführung von „Windows“ haben Icons, also Bildsymbole, die man nur noch anklicken muss, die verbalen Kommandos verdrängt. Die Bildsymbole bilden eine moderne Hieroglyphenschrift, die stetig wächst. Noch vor einigen Jahrzehnten hätte niemand erwartet, dass die Hieroglyphik, also ein uraltes Medium, das schon vor Jahrtausenden durch die Buchstaben-Schrift ersetzt wurde, je wieder Bedeutung erlangen würde. Die Hieroglyphen laufen ja als Bildmedium ganz unabhängig neben der gesprochenen Sprache und der ihr zugehörigen Schriftsprache her. Mit den Icons bildet sich nun eine von den Nationalsprachen unabhängige Zweitsprache heraus, die weltweit benutzt werden kann, die aber auch ganz getrennt erlernt werden muss. Inzwischen sind noch die Emoticons oder Emojis hinzugekommen, die als eigene, der persönlichen Konversation gewidmete Zeichengattung versendet und verstanden werden.

Mit den Bildsymbolen ist jetzt auch der Bleistift zurückgekehrt, aber nur virtuell: als Bildbestandteil solcher Hieroglyphen, die mit dem Bedeutungsfeld „Schreiben“ zu tun haben (Abb. 1).

Lassen wir also noch einmal G. Garbrecht zu Wort kommen: „Der Bleistift bleibt bis heute ein unverzichtbarer Helfer der schreibenden und zeichnenden Zünfte.“ (vgl. Anm. 1).

Tatsächlich – nachdem es eine Zeit lang (in der CP/M und MS-DOS-Zeit) so aussah, als würden analoge Schreibwerkzeuge allmählich verschwinden, und der Bleistift würde in Vergessenheit geraten, kehrt er nun als Hieroglyphe, als digitales Icon und zugleich als Ikone einer *Connoisseur*-Kultur zurück. Damit wird er wohl im kulturellen Gedächtnis der Menschheit einen dauerhaften Platz behalten. Aber – gerade seine reale Verzichtbarkeit macht ihn wertvoll. Der praktische Gebrauch des Bleistifts wird einer kleinen *Connoisseur*-Gemeinschaft vorbehalten bleiben, die ihn sich als Luxus einer anachronistischen Umständlichkeit leistet. „*The humble instrument is now more relevant and romanticized than ever because it reconnects us with a simpler time. More and more of us are putting down the smartphone – and picking up a pencil. This small, every day object brings us back to the simple and the tangible*“ (WEAVER/FENWICK 2017).

Es ist kein Zufall, dass zeitgleich mit dem Siegeszug der digitalen Textverarbeitung auch die erste Monographie zum Bleistift erschien, um im letzten Moment noch Wissenswertes über das Schreibwerkzeug festzuhalten. Mit Recht beklagte Technikhistoriker Henry Petroski darin (PETROSKI 1995, 57): „*Es wird zwar oft und viel mit dem Bleistift geschrieben, doch gibt es kaum Literatur über ihn.*“ H. Petroski hält für die Nachwelt fest, dass der Bleistift noch gar nicht so alt ist, dass er die Erfindung des Papiers voraussetzte, dass die Entdeckung des Graphits ihn möglich machte, dass anfangs das Graphit für eine Art Blei gehalten wurde und dass sich daher die verkehrte Namensgebung herleitet.

Was der Historiker H. Petroski aber vernachlässigt, ist die Praxis der Bleistiftnutzung. Das ist kein Wunder, denn die Gebrauchspraxis von Bleistiften ist weniger schriftlichen Quellen zu entnehmen, als dem Alltagsumgang mit diesem Schreibwerkzeug. Es bedarf hierzu daher sowohl der Beobachtung alltäglicher Praktiken, wie sie ein Ethnograph oder Kulturanthropologe vornimmt, wie auch der Untersuchung konkreter Objekte auf ihre Arbeits- und Gebrauchsspuren



Abb. 2 Blick auf die Proximalenden von fünf willkürlich aus einem Werkstattbestand ausgewählten Stifte. Zweites Stück von oben: Griffel, alle anderen Stücke Bleistifte. Oben: Proximalende eines Bleistiftes mit Metalltülle als Radiergummihalter, Radiergummi verloren.

hin, wie sie der in der *Traceology* geschulte Archäologe kennt.

Bereits ein erster Blick auf eine willkürliche Auswahl von Bleistiften enthüllt einen verblüffenden Befund: Das scheinbar funktionslose, proximale (dem Körper des Nutzers zugewandte) Ende zeigt eine viel stärkere Beanspruchung als das eigentliche Funktionsende mit der Bleistiftspitze (**Abb. 2**). Wie eigene Beobachtungen im Nutzungsalltag der Bleistifte belegen, handelt es sich hier meist um Spuren vom Abnagen des Proximalendes mit den Zähnen.

Psychologen stufen dies als ein Fehlverhalten ein, das durch Stress-Situationen zustande kommt. Denkbar ist auch (nach eigener Erfahrung), dass das Kauen der Bleistiftenden kreative Pausen beim Schreiben überbrückt und zur Weiterarbeit anregt. Unsere kleine Sammlung benagter und sonstwie beschädigter Stifte zeigt auch, dass selbst die Metall-Armierung des Proximalendes den Bleistiftnutzer nicht vom Anbeißen abhält. Die kleine Metallmanschette dient eigentlich der Befestigung eines Radiergummis. Solange der Gummi noch vorhanden ist, setzt er natürlich Aromastoffe frei, die dem anbeißenden Nutzer offenbar nicht unwillkommen sind.

Auf jeden Fall tritt hier eine Nutzergruppe in Erscheinung, die sich in ihrem Verhalten eklatant von den *Connoisseurs* und *Curators* unterscheidet, und die wohl kaum zwölf Dollar für das Anspitzen eines Stiftes bezahlen würde, den sie vom anderen Ende her abgenagt hat. Hersteller und Experten kümmern sich um diese orale Nutzungsart offenbar wenig, und doch ist sie mittlerweile auch im Internet überreich dokumentiert. „*Bitten Pencil*“ ist sogar zu einem Markenlabel einer Schreibgeräteart geworden, die eine ästhetische Version der Biss-Spuren der Nutzer gleich ab Werk mitbringt und damit das weitere Verbeißen überflüssig machen soll. Die gegenteilige Möglichkeit bietet der Designer Dave Hakkens mit seinem *stylo à croquer*, der offen zur „*Stylophagie*“² (seine Wortschöpfung) einlädt. Wie lange gibt es nun die Praxis des Verbeißen von Stiften, wie alt ist die Praxis der *Stylophagie*?

Mit H. Petroski dürfen wir die Geburtsstunde des Bleistiftes irgendwo im 16. Jahrhundert ansetzen. Das älteste bekannte Bild eines Bleistifts findet sich bei dem Schweizer Naturforscher Konrad Gessner im „*De Rerum Fossilium Lapidum et Gemmarum Maxime, Figuris et Similitudinibus Liber*“ von 1565³. Knapp 500 Jahre später wird der Blei-

stift als Alltagsobjekt weitgehend verschwunden sein, als wichtiges Schreibwerkzeug begleitete er die Kulturgeschichte nur 17 Generationen! Bei den frühen Exemplaren waren Graphitstift und Holzhülle getrennt, erst die industrielle Fertigung im 19. Jahrhundert brachte den Bleistift, wie wir ihn kennen, bei dem die Mine fest mit dem Holzkern verbunden ist. Die Praxis, bei dem das ganze Werkzeug durch Anspitzen verkürzt wird, gibt es demnach seit nur 5-6 Generationen!

Die Archäologie des Schreibens und Zeichnens reicht allerdings 5000 Jahre zurück, bis nach Ägypten und Mesopotamien. Als Schreibwerkzeuge für Notizzwecke waren die *Stili* (Griffel, mit einem spitzen und einem abgeflachten Ende zum Radieren) mit zugehörigen Wachstafeln in der Antike und im Mittelalter im Gebrauch. Kommen wir zurück zu unserer eingangs gemachten Ankündigung, das Schicksal zu Wort kommen zu lassen! Eine schicksalhafte Fügung führte nämlich Ullas Interessen für die Schriftproduktion einerseits und für die Xylo-Archäologie andererseits zusammen, als sie den wahrscheinlich umfangreichsten Bestand antiker Schreibtafeln wissenschaftlich bearbeitete: Beim Stadtbahnbau in Köln waren 700 hölzerne Schreibtafeln aus römischer Zeit gefunden worden, die einmalige Beobachtungen zur Herstellungstechnik und zur Serienproduktion zuließen (TEGMEIER 2016). Sie stehen für ein technisches System, das ein Notieren genauso erlaubte wie das Löschen der Notizen. Mit der Erfindung des Papiers war ein Datenträger-Material gefunden, das mehr konnte als eine Wachsoberfläche. Papier kann dauerhafte und nicht-dauerhafte Informationen tragen. Die Bleistiftnotiz auf einer Druckfahne soll vergänglich sein und soll das, was probeweise schon ausgedruckt ist, möglichst lesbar für die Leser machen. Mit dem (Schreib- und Druck-)Papier wird auch der Bleistift verschwinden und damit zum fossilen Kulturgut werden, das schon heute in die Zuständigkeit der Archäologen übergegangen ist.



Anmerkungen

¹ G. Garbrecht (2008) auf <https://www.avgcard.de/de/geschichte-290/der-bleistift.html> [letzter Zugriff 02.01.2019].

² <https://www.noubliepasdecrire.com/blog/article/un-stylo-a-croquer/7> [letzter Zugriff 06.01.2019].

³ Zitiert nach PETROSKI 1995, 43.

Literatur

FOCK/FOCK 1989

G. J. Fock/D. Fock, Felsbilder in Südafrika, Teil III. Die Felsbilder im Vaal-Oranje-Becken (Köln, Wien 1989).

PETROSKI 1995

H. Petroski, Der Bleistift. Die Geschichte eines Gebrauchsgegenstandes (Basel 1995).

REES 2013

D. Rees, Die Kunst einen Bleistift zu spitzen (Berlin 2013).

TEGMEIER 2016

U. Tegtmeier, Holzobjekte und Holzhandwerk im römischen Köln Archäologie Nord-Süd Stadtbahn Köln. Monographien zur Archäologie in Köln 1 (Mainz 2016).

WEAVER/FENWICK 2017

C. Weaver/O. Fenwick, The Pencil Perfect: The untold story of a Cultural Icon (Berlin 2017).

Abbildungsnachweis

Abb. 1 Quelle: vectorStock.com/5062016.

Abb. 2-3 J. Richter.

Prof. Dr. Jürgen Richter
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Universität zu Köln
j.richter@uni-koeln.de